

SERVITEN



*Der Pelikan, Symbol für Christus
(Museum Vödnjan, Kroatien)*

SERVITANISCHE NACHRICHTEN

Nr. 1/2011, 37. Jahrgang

Liebe Leserinnen und Leser
der „Servitanischen Nachrichten“!

Paulus hat in Gal 2,20 den christlichen Glauben kurz und prägnant auf den Punkt gebracht: „Ich lebe im Glauben an den Sohn Gottes, der mich geliebt und sich für mich hingegeben hat.“ Jesus hat sein Leben hingegeben, damit wir durch ihn das Leben gewinnen. Darin besteht das Herz unseres Glaubens. Heutzutage ist der Tod Jesu am Kreuz für viele Menschen kaum mehr verständlich. Nicht zuletzt deshalb finden viele die Darstellung des Kreuzes im öffentlichen Raum für anstößig. Gewiss, viele Kritiker wollen sich damit auch vom christlichen Glauben und von der Kennzeichnung der abendländischen Kultur als einer christlich geprägten distanzieren. Aber bei vielen offenbart diese Kritik schlichtweg auch Unverständnis und Unwissen im Bezug auf den christlichen Glauben. Dass dies nicht erst in unserer Zeit so ist, zeigt eine Wandkritzelei auf dem Palatin in Rom: Dargestellt wird der Gekreuzigte mit einem Eselskopf, davor kniet ein Beter, darunter stehen die spöttischen Worte: „Alexamenos betet seinen Gott an.“ Paulus selbst muss wohl auch schon diese Erfahrung gemacht haben, wenn er schreibt: „Das Wort vom Kreuz ist denen, die verlorengehen, Torheit ... Und dennoch verkündigen wir Christus als den Gekreuzigten: für Juden ein empörendes Ärgernis, für Heiden eine Torheit, für die Berufenen aber Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (vgl. 1 Kor 1,18.23-24). Seit jeher haben die Christen versucht, die Bedeutung des Kreuzes als Heilsgewinnnis zum Ausdruck zu bringen. Dabei

wurde zunächst in frühchristlicher Zeit nicht auf die Darstellung des Kreuzes selbst zurückgegriffen. Später, etwa in der Romanik, wurde der Gekreuzigte als König und als Sieger über den Tod und über die Welt dargestellt. Beeindruckend sind die Darstellungen des Kreuzes als Lebensbaum, wie sie beispielsweise in vielen römischen Basiliken finden. Hier wird eine enge Verbindung hergestellt mit dem Baum des Lebens in der Mitte des Paradieses, zu dem Christus die Pforten wieder geöffnet hat. Wieder später gab es Epochen, die den Akzent ganz auf das Leiden Jesu am Kreuz gesetzt haben, z.B. das Bildnis von Grünewald auf dem Isenheimer Altar: Der Schrecken vor Leid und Tod soll zu Umkehr und Heilung führen, ebenso soll aber ganz sinnhaft vor Augen geführt werden, wie weit die Liebe Christi gegangen ist, einen derart grausamen und schmerzhaften Tod auf sich zu nehmen. Wird die Frage jedoch auf die Quantität und Intensität des Schmerzes verkürzt, wie es z.B. im Film „Die Passion“ von Mel Gibson geschieht, verkennt man leicht die Heilsbedeutung des Kreuzestodes Jesu. Heute stellt sich die Frage, durch welche Darstellungen den Menschen, die mit dem christlichen Glauben kaum oder gar nicht vertraut sind, vermittelt werden kann, dass Jesus sein Leben für uns hingegeben hat, damit wir durch ihn das Leben haben. Auch hier kann ein Blick in die Geschich-



te helfen, denn das Kreuz war zwar die wichtigste, aber nicht die einzige Darstellung des Heilsgeheimnisses der Lebenshingabe Jesu. Besonders im Hoch- und Spätmittelalter waren im deutschen Sprachraum Darstellungen des Pelikans weit verbreitet. Der Grund ist wohl der, dass im 11. Jahrhundert der „Physiologus“ ins Deutsche übersetzt worden ist. Dabei handelt es sich um ein frühchristliches Naturlehrbuch, worin Vorgänge in der Natur allegorisch auf den Glauben hin gedeutet worden sind. Weil der Pelikan beim Füttern seiner Jungen das Futter tief aus seinem Kehlsack hervorwürgt, wird der Eindruck erweckt, er würde sein eigenes Brustfleisch verfüttern. Der während der Brutzeit auffällig rot gefärbte Kehlsack erscheint dabei wie eine offene Wunde. Deshalb entstand der Mythos, der Pelikan würde die Jungen mit seinem eigenen Blut füttern, sodass er damit selbst tote Junge wieder zum Leben erwecken könnte. Von daher liegt es nahe, dieses Geschehen auf die Eucharistie und den Kreuzestod Jesu hin auszulegen und im Pelikan ein Symbol für Christus zu sehen, der sein Blut vergießt,

um den Tod zu besiegen und neues Leben zu schenken. Der Pelikan war im Mittelalter übrigens auch das Wappentier im Siegel der Deutschen Provinz der Serviten.

Um in unsere Zeit zurückzukommen: Das Bekenntnis zu Christus, dem Gekreuzigten, ist sicher auch eine Frage der darstellenden Kunst, aber noch viel mehr des gelebten Zeugnisses. Wo immer Menschen sich für andere einsetzen und dabei ihre Lebenskraft und ihr Herzblut geben – in der Familie, im Beruf, in der Mission usw. –, sind sie ein sprechendes Zeugnis für Christus, den Gekreuzigten. Diese Zeugnisse verstehen auch Menschen, die sich möglicherweise an der bildhaften Darstellung des Kreuzes stoßen; und in diesen Zeugnissen bleibt das christliche Erbe unserer abendländischen Kultur allemal lebendig.

Die Fasten- und Osterzeit jedenfalls lädt uns ein, uns mit unserem Glauben an Christus, den Gekreuzigten, auseinanderzusetzen. So wünsche ich Ihnen gesegnete und frohe Ostern,

fr. Martin M. Lintner OSM

IMPRESSUM: GZ 02Z031316

SERVITEN - Servitanische Nachrichten

Nr. 1/2011, 37. Jahrgang

Hersteller und Herstellungsort:

Steigerdruck · www.steigerdruck.at

Freiwillige Spenden und Druckkostenbeitrag sind erbeten an:

Empfänger: Tiroler Servitenprovinz · Servitanische Nachrichten

Kontonummer: 603290 · Raiffeisen Landesbank Tirol Innsbruck (BLZ 36000)

IBAN: AT98 3600 0000 0060 3290 · BIC: RZTIAT22

Besuchen Sie uns auch im Internet: www.serviten.at oder www.serviten.de

Medieninhaber und Verleger:

Provinzialat der Tiroler Serviten

Schriftleiter: fr. Martin M. Lintner OSM

Zuschriften und Bestellungen an:

fr. Fero M. Bachorik OSM

Alle Anschriften: Maria-Theresienstr. 42,

Postfach 13, A-6010 Innsbruck

Aus dem Kalender des Servitenordens (März – April – Mai)

19. März	hl. Josef, Provinzpatron
15. April	Maria unter dem Kreuz
4. Mai	hl. Peregrin
8. Mai	Maria, Mutter und Mittlerin aller Gnaden
11. Mai	sel. Benincasa Johannes
12. Mai	sel. Franz von Siena
16. Mai	hl. Johannes Nepomuk, 2. Provinzpatron
30. Mai	sel. Jakob Philipp Bertoni

Maria in den Konstitutionen der Serviten: Maria als Vorbild

Die Konstitutionen (oder auch Satzungen) stellen für die Ordensfamilien eine Art Gesetzbuch und Lebensregel dar. Im Servitenorden begannen sich dessen Konstitutionen seit der Mitte des 13. Jahrhunderts zu bilden und wurden im Laufe der Geschichte immer wieder den neuen Situationen und den Anforderungen der Zeit angepasst. Die jetzigen Konstitutionen der Serviten aus dem Jahr 1987 sind Frucht der Erneuerungsbewegung innerhalb der katholischen Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil. Da es in diesem Dokument zuerst um die Natur und die Sendung des Ordens geht, wird hier bewusst und häufig Bezug auf Maria genommen, die für den Servitenorden zum wesentlichen Charakteristikum gehört. Die Serviten sehen in Maria ihr Vorbild, welches sie ständig vor Augen haben sollen.

Dies wird gleich im ersten Artikel ausdrücklich betont: „Wir verpflichten uns (...) das Evangelium in brüderlicher Gemeinschaft zu bezeugen, sowie Gott und den Menschen zu dienen, indem wir uns ständig ausrichten nach dem Vorbild Mariens.“ Die Serviten, die Diener Mariens, waren sich von Anfang an ihrer besonderen Berufung zur Nachfolge Christi mit Maria bewusst. Der Blick auf Maria soll in ihnen eine Verhaltensweise wecken, durch die ihr Leben die Form des Jüngers Christi annimmt, um sich in den Dienst Gottes und des Menschen zu stellen. So wird es in einem weiteren Artikel festgehalten: „Um dem Herrn und ihren Brüdern zu dienen, haben sich die Serviten von der Gründungszeit an der Mutter Gottes (...) anvertraut“ (Art. 6). Maria als Vorbild zu haben, bedeutet von ihr lernen zu wollen. Zwei Haltungen haben

die Serviten an Maria als besonders nachahmenswert erkannt: „Vom «Fiat» der demütigen Magd des Herrn haben sie gelernt, das Wort Gottes aufzunehmen und für die Weisungen des Geistes aufmerksam zu sein. Von der Teilnahme der Mutter an der Heilssendung des Sohnes (...) wurden sie angeleitet, die menschlichen Leiden zu begreifen und zu erleichtern“ (Art. 6).

In diesen beiden Haltungen Mariens verbirgt sich für die Serviten auch der Schlüssel zum konkreten Dienst an Gott und an den Menschen.

Der Diener Mariens wird nämlich angeregt, zuerst den Willen Gottes zu suchen, ihn zu erkennen und aufzunehmen. Dies geschieht vorrangig in der regelmäßigen Betrachtung der Heiligen Schrift, in der er das Wort Gottes aufnehmen soll, um die Weisungen des Geistes von den anderen Regungen besser zu unterscheiden. Die Konstitutionen bringen es noch konkreter zum Ausdruck: „Nach dem Vorbild der seligen Jungfrau wollen wir im Hören auf das Wort Gottes leben und aufmerksam sein für seinen Anruf in unserem Inneren, in den Menschen, in den

Ereignissen und in der ganzen Schöpfung. Diese Haltung wird uns dazu führen, die Zeichen der Zeit zu verstehen und jenen Werten treu zu sein, die die Kirche in ihrer prophetischen Sendung verkünden und verwirklichen muss“ (Art. 24b). Das aufgenommene Wort Gottes bewegt Maria zur

Mitwirkung am Heil der Welt, indem sie sich der Heilssendung Christi beigesellt. Ihrem Vorbild folgend bemüht sich der Diener Mariens in seinem Umfeld sichtbare Zeichen des Heils zu setzen, nicht zuletzt durch die Übung der Tugend der Barmherzigkeit.



Sie wird den Serviten in besonderer Weise ans Herz gelegt: „Die Barmherzigkeit gehört anerkannter Weise zu den Merkmalen der Serviten, die in ihrem Leben das Beispiel der Mutter Gottes weiterführen“ (Art. 52). Diese Tugend Mariens ist zwar in den Evangelien nicht so ausdrücklich festgehalten worden, aber die Generationen der Marienverehrer haben sie als solche persönlich erfahren und bezeugt. Vor allem jene, die keine Hoffnung haben, erfahren durch den Beistand Mariens entsprechende Kraft und Gnade. Daher haben es die Serviten als ihren Auftrag verstanden, die Gottesmutter besonders

den Verunsicherten vor Augen zu führen, da sie selbst mit etlichen Ängsten zu kämpfen hatte, wie etwa bei der Flucht nach Ägypten (Mt 2,13) oder beim Verlust ihres Sohnes (Lk 2,48): „Den Menschen in ihrer Unsicherheit stellen wir die demütige Frau (...) als Vorbild für das Vertrauen der Kinder Gottes vor Augen“ (Art. 7). Wer nun auf Maria blickt, wird sich kaum ihrem zum Gebet einladenden Blick entziehen können, denn sie blickt ständig auf ihren Sohn. Den Serviten ist diese Haltung Mariens zu einem wesentlichen Vorbild geworden:

„Die seligste Jungfrau, höchstes Vorbild des betenden Geschöpfes, ist für uns, ihre Diener, Stütze und Wegweiserin auf dem Weg des Gebetes“ (Art. 24). Und darüber hinaus treibt sie ihren Diener an, zur tapferen Erfüllung seiner Ordensberufung: „Dabei blickt er bewusst auf das keusche, arme und gehorsame Leben, das Christus und seine jungfräuliche Mutter freiwillig sich zu eigen gemacht haben“ (Art. 144).

fr. Fero M. Bachorík OSM

uNKULUNKULU-uNATHI-AIDS-Projekt in Mtubatuba, Südafrika

Als ich vor 50 Jahren nach Südafrika kam und meinen missionarischen Dienst begann, bestand die Hauptaufgabe darin, die Familien zu besuchen sowie Katechetenzentren, Schulen und Kliniken einzurichten. Aufgrund unserer finanziell beschränkten Möglichkeiten mussten wir die beiden letzten Bereiche – Schulen und Kliniken – inzwischen an



P. Mel M. Loftus OSM

die regionalen Behörden abgeben. Ein gänzlich neues Arbeitsfeld hat sich für uns in den späten 1980er Jahren eröffnet: der Kampf gegen die Krankheit AIDS und die seelsorgliche und medizinische Betreuung

der an AIDS Erkrankten. Als Serviten haben wir uns von Anfang an verpflichtet gefühlt, bei den Kreuzen dieser Menschen zu stehen. Unser Apostolisches Vikariat wies in den '90er Jahren die höchste AIDS-Rate auf, die immer noch erschreckend hoch ist; so sind derzeit z.B. ca. ein Drittel der schwangeren Frauen HIV positiv. Der im Mai 2006 verstorbene Bi-

schof Michael O'Shea aus dem Servitenorden erkannte damals sofort die Not dieser neuen Plage. Er lud 2001 einen Mitarbeiter der Organisation SACBC AIDS ein und entwickelte zusammen mit ihm ein Projekt

für die Pflege von Aidskranken zuhause in den Familien. Dem Projekt wurde der Name gegeben: uNkulunkulu uNathi, das bedeutet: Gott ist mit uns. Die Anfänge waren relativ bescheiden, das Budget klein.

Die intensive Ausbildung von freiwilligen Helfern litt aufgrund des Mangels an medizinischen Geräten und Medikamenten. 2004 erhielten wir vom PEPFAR-Fonds der Bush-Regierung Unterstützung, was uns neue Hoffnung gab. Die südafrikanischen Bischöfe er-

hielten Billionen Dollars. In enger Zusammenarbeit mit Krankenhäusern und AIDS-Forschungszentren, die die antiretrovirale Therapie anwandten, konnte die katholische Kirche ihre AIDS-Projekte ausbauen und auch nach Auslaufen der Unterstützung durch den Fonds weiterführen.

Mit der Anwendung der antiretroviralen Therapie können inzwischen sehr viele AIDS-Patienten behandelt werden. Wir behandeln inzwischen auch Patienten in Ng-

wanase an der Grenzregion zu Mosambik. Derzeit haben wir 1500 Patienten. Ein Arzt, drei professionelle Krankenschwestern und weiteres Hilfspersonal begleiten das Projekt. Seit 2009 gibt es das St.-Gabriels-



Das Personal der Klinik „St. Gabriel“ in Mtuba

Center, von wo aus mit Hilfe eines mobilen Laboratoriums weitere Gegenden betreut und medizinische Tests durchgeführt werden können. Es kann nur schwer festgestellt werden, ob die Anzahl der HIV-Infektionen rückläufig ist, da es kaum zuverlässige Statistiken gibt.

Aber es gibt einen deutlichen Rückgang der Todesrate durch AIDS. Viele Patienten, die vor wenigen Jahren noch dem sicheren Tod geweiht waren, können dank des uNkulunkulu-uNathi-Projekts weiterleben. Das diesjährige Budget beträgt knapp eine halbe Million Euro. Wir danken Gott für die Großherzigkeit der vielen Menschen, die dieses Projekt unterstützen und so Hoffnung und Leben schenken!

fr. Mel M. Loftus OSM, Mtubatuba

Ein Servit im Dienst des Dialogs zwischen Juden und Christen

Im Gespräch mit P. John M. Pawlikowski OSM

Der amerikanische Servit P. John M. Pawlikowski lehrt Sozialethik an der Catholic Theological Union in Chicago. Weltweit ist er bekannt als Spezialist auf dem Gebiet des Dialogs



zwischen Juden und Christen. Vom US-amerikanischen Präsidenten Jimmy Carter wurde er 1980 als Gründungsmitglied in den Rat des „United States Holocaust Memorial“ berufen. George Bush und Bill Clinton haben ihn als Ratsmitglied bestätigt. Dieses Gremium hat die Aufgabe des Gedenkens der jüdischen Opfer der Shoa sowie der wissenschaftlichen Dokumentation und Interpretation der Geschichte des Holocausts. In seinen zahlreichen theologischen Arbeiten, die in über zehn Sprachen übersetzt worden sind, setzt er sich nicht nur mit sozialetischen Themen auseinander, sondern auch mit der schwierigen Frage einer Theologie nach Auschwitz. P. John M. ist Mitherausgeber mehrerer internationaler theologischer Zeitschriften. Er ist langjähriges Mitglied des Internationalen Rates der Christen und Juden, eines Dachverbands mit Sitz in Heppenheim von 38 Organisationen, die den christlich-jüdischen und interreligiösen Dialog fördern. Viele Jahre lang war

er auch Präsident des Rates. Im Januar war P. John M. zu Besuch in Innsbruck. P. Martin M. hat mit ihm folgendes Gespräch geführt.

P. John, was hat dein Interesse am Dialog zwischen den Juden und Christen geweckt?

Das geschah im Zusammenhang mit meiner Dissertation. Damals habe ich Religionsbücher untersucht und geschaut, wie in ihnen der interreligiöse Dialog dargestellt ist. Dabei ist mir aufgefallen, dass besonders gegenüber dem Judentum viele Vorurteile bestehen und dass viele negative Stereotypen vermittelt werden. Es wurde ein vorwiegend negatives Image dargestellt.

Hat nicht das Zweite Vatikanische Konzil eine Wende in dieser Hinsicht bewirkt?

Ja, im Dokument „Nostra Aetate“ über das Verhältnis des Christentums zu den nicht-christlichen Religionen geht das Konzil auf die Beziehung zum Judentum ein. In der Nr. 4 nennt das Konzil drei wichtige Aufgaben: Erstens sollen negative Vorurteile gegenüber den Juden überwunden werden. Hier ist auch viel historische Aufarbeitung und Aufklärung nötig. Es gibt so viel Unsinn, der oft überliefert wurde; z.B. habe ich auch vom Anderle-von-Rinn-Kult in Tirol gehört. Solche unseligen Traditi-

onen müssen überwunden werden, denn sie haben viel Diskriminierung und Unrecht gegenüber den Juden bewirkt. Zweitens sagt das Konzil, dass ein positives theologisches Verständnis des Bundes Gottes mit den Juden erarbeitet werden muss. Der Bund mit Abraham wurde durch den Bund in Christus nicht außer Kraft gesetzt. Drittens ist es wichtig, in ethischen und sozialetischen Fragen eng zusammenzuarbeiten. Allerdings wurde dieses Dokument nicht sofort und nicht überall rezipiert. Deshalb habe ich es mir auch zur persönlichen Aufgabe gemacht, mich für eine gute Beziehung zwischen Juden und Christen einzusetzen.

Gelingt die theologische Arbeit, ein positives Verständnis des Bundes Gottes mit Abraham in die christliche Theologie einfließen zu lassen?

Da sind vor allem drei Aspekte zu nennen: 1. Den Juden darf keine Kollektivschuld am Tod Jesu gegeben werden; 2. Jesus war selbst Jude und hat ein positives Verhältnis zu den jüdischen Traditionen und trotz mancher Kritik auch zu den religiösen Autoritäten seiner Zeit gepflegt; 3. der Bund mit den Juden wurde nie außer Kraft gesetzt. In der heutigen theologischen Auseinandersetzung wird vor allem dieser letzte Aspekt intensiv diskutiert. Es bleibt spannend, denn im Grunde genommen müssen wir verstehen, dass es nur einen jüdisch-christlichen Bund Gottes mit den Menschen gibt, sodass wir nicht davon sprechen können, die Menschen des ersten Bundes, also die Juden, müssten sich zum zweiten Bund bekehren. Den

Dialog mit den Juden dürfen wir nicht so führen, als müsste er der Missionierung der Juden dienen. Vielmehr hat der Bund mit Abraham durch Christus eine universale Bedeutung bekommen. Hier gibt es viele theologische Deutungsversuche, aber noch keinen Konsens, wie diese theologische Spannung gelöst werden kann.

Wie wertest du die Karfreitagsbitte für die Juden, die Papst Benedikt XVI. im Februar 2008 in der Fassung für den außerordentlichen Ritus promulgiert hat?

Ich habe als damaliger Präsident des Internationalen Rates der Christen und Juden bereits im Vorfeld, als das Ansinnen des Papstes bekannt geworden ist, Kontakt mit dem Heiligen Stuhl aufgenommen und schwere Bedenken gegen diese Karfreitagsbitte geäußert. Ich habe eindringlich gebeten, nicht hinter die lateinische Fassung des Messbuchs von 1970 zurückzugehen. Dennoch hat Papst Benedikt XVI. dies getan. Zwar hat er sprachlich die Formulierung entschärft und spricht nicht mehr von den perfiden und verblendeten Juden, aber inhaltlich berührt die Fürbitte den Nerv der Juden, weil sie um die Bekehrung der Juden zum Glauben an Christus bittet. Damit aber werden wesentliche Aussagen des Zweiten Vaticanums hintergangen: die unmissverständliche Wertschätzung für die Würde Israels, das Gottes erwähltes Volk bleibt, dem er die Verheißungen und den Bund geschenkt hat; die Anerkennung, dass die Juden in der Treue zu Gottes Bund und in der Liebe zu seinem Namen leben und so bereits auf dem Weg des Heils sind. Ich persönlich hoffe sehr, dass

die neue Karfreitagsbitte des Papstes aus der Liturgie des außerordentlichen Ritus wieder verschwinden wird. Kardinal Kasper hat sich auch gegen diese Formulierung ausgesprochen, allerdings hat er sich dann sehr zurückgehalten, weil er nicht gegen den Papst arbeiten wollte.

Warum ist es so schlimm, um die Bekehrung der Juden zum Glauben an Christus zu beten?

Der theologische Grund ist, dass Gott den Bund mit den Juden nie aufgekündigt hat. Der historische Grund ist der, dass in der Geschichte so viele Greueltaten gegenüber den Juden aufgrund ihres angeblichen Unglaubens und ihrer angeblichen Kollektivschuld am Tod Jesu ausgelöst und legitimiert worden sind. Dann müssen wir aber auch das Trauma der Juden verstehen: Wie die Nazi versucht haben, durch die Shoa das Judentum zu vernichten, so empfinden die Juden diese Bitte um die Bekehrung ebenso als Versuch, das Judentum zu überwinden, sodass es von der Erdoberfläche verschwindet. Dieses Trauma sitzt ganz tief.

Du warst Mitglied der Delegation, die Papst Benedikt XVI. 2006 bei seinem Besuch in Auschwitz begleitet hat, und du bist ein enger Freund von Kardinal Walter Kasper, dem ehemaligen Präsidenten des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen. Beides sind Deutsche. Welchen Eindruck hat das auf dich gemacht?

Da muss man sehr vorsichtig sein, denn

von einer Kollektivschuld des deutschen Volkes am Holocaust darf man nicht sprechen. Sowohl Papst Benedikt XVI. als auch Kardinal Kasper haben aber wiederholt betont, dass Deutschland eine besondere historische Verantwortung hat, das Gedenken des Holocausts zu fördern und zu verhindern, dass derartige Verbrechen wieder geschehen.

Du bist vielen großen Persönlichkeiten begegnet, sowohl weltlichen als auch religiösen Führern. Welche Begegnung hat dich besonders beeindruckt?

Spontan denke ich an P. Thomas Stransky, dem ich vor kurzem während eines Kongresses in Jerusalem begegnet bin. Er war von 1960-70 Mitarbeiter des Rats für die Einheit der Christen und hat als Konzilsberater der Kardinäle Bea und Willebrands an der Formulierung der Nr. 4 von „Nostra aetate“ mitgearbeitet. Von ihm konnte ich viele Hintergrundinformationen und Einblicke über die Entstehung dieser Aussage des Konzils erhalten. Da ist mir bewusst geworden, welche immense Neuerung das Konzil in der Beziehung zwischen Judentum und Christentum darstellt. Dieses Erbe dürfen wir nie verlieren. Mir persönlich hat dies auch geholfen, unseren christlichen Glauben tiefer zu verstehen. Ohne das Judentum verstehen wir auch Jesus nicht. Deshalb ist für die Erneuerung der Kirche ein positiver und konstruktiver Dialog mit dem Judentum so wichtig.

Danke für das Gespräch.

Servitenbibliothek Innsbruck: ein wertvoller Bestandteil der Sondersammlungen der Universitätsbibliothek

Der Umzug der historischen Bibliothek des Innsbrucker Servitenklosters in die Räumlichkeiten der Universitätsbibliothek unter der fachmännischen Beaufsichtigung von Herrn Mag. Peter Zerlauth, dem Leiter der Abteilung für Sondersammlungen, ist fast abgeschlossen. Aus Anlass der Neueröffnung des Lesesaals der Abteilung für Sondersammlungen lud der Direktor der Universitäts- und Landesbibliothek für Tirol am 14. Dezember 2010 zu einem „Werkstattgespräch“. Zahlreiche interessierte Besucher folgten der Einladung. Eigens begrüßt wurde bei der Eröffnung Prior fr. Fero M. Bachorík als Vertreter des Servitenordens. Einen Schwerpunkt des



Mag. Zerlauth (rechts) zeigt Prior fr. Fero M. den neuen Standort der historischen Servitenbibliothek

Treffens bildete nämlich die Vorstellung des Projekts zur Erschließung der mittelalterlichen Handschriften der Bibliothek der Serviten, welches vom Fonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung finanziert wird. Die Übernahme des historischen Bestands unserer Bibliothek gehörte zu den größten Bestandsübernahmen der letzten zehn Jahre durch die ULB Tirol.

Provinzkapitel 2011

Vom 7. bis 11. Februar fand in Kleinholz/ Kufstein das diesjährige Provinzkapitel der Tiroler Provinz statt. Schwerpunkt bildeten zwei Studientage: P. Martin M. Lintner gestaltete eine Fortbildung zum Thema der Bußpastoral und der Historiker Prof. Chris Mooney stellte in einem äußerst interessanten Vortrag die Geschichte und Spiritualität des Servitenordens in der Neuzeit in den deutschsprachigen Ländern vor. Prof. Mooney gilt als einer der besten Kenner der sogenannten Deutschen Observanz, der er viele Jahre seines Studiums gewidmet hat. In einer bewegten persönlichen Einleitung erinnerte er sich, wie er 1961, also vor genau 50 Jahren im Archiv des

Innsbrucker Servitenklosters seine Forschungen begann. Die Provinzleitung wollte Prof. Mooney zum Kapitel einladen, um ihm für die umfassenden Forschungen zu danken und zugleich der Anfänge der Präsenz der Serviten in Innsbruck vor 400 Jahren, im Jahre 1611, zu gedenken. Weitere inhaltliche Schwerpunkte des Kapitels bildeten die Informationen über den zu Maria Luggau gehörenden Freisingerhof in Südtirol sowie über versicherungstechnische Fragen. Ein gemeinsamer Ausflug ins Orgelmuseum in Valley sowie zur Abtei Tegernsee bildete eine willkommene Gelegenheit zur kulturellen Bereicherung und zur brüderlichen Begegnung.

Die Ordensgeschichte als Komikheft

Anlässlich des Gedenkjahres des 700. Todestages von fr. Alexis (+1310), einem der hl. Sieben Väter des Servitenordens, hat die Generalkurie ein Komikheft gestaltet, in dem die Anfänge des Servitenordens erzählt werden. Auf einfache, jedoch einprägsame Weise werden die Umstände geschildert, unter denen die heiligen Sieben den Orden ins Leben gerufen haben: Ihr Leben als reiche Kaufleute in der von Unruhen und Krieg aufgewühlten Stadt Flo-



renz, ihre gemeinsame Sehnsucht nach einer intensiveren Gottesbegegnung, ihr Rückzug aus dem Tagesgeschäft und ihr Abschied von ihren Familien, schließlich ihre Wanderung auf den Monte Senario, wo die

Ordensgründung stattfindet und von wo aus sie dann die ersten Klöster in Florenz und anderen Städten gegründet haben. Das Heft ist auf Englisch, Italienisch, Französisch, Portugiesisch und Spanisch erschienen.

+ Bischof Aldo M. Lazzarin OSM – R.I.P.

Am 16. Oktober 2010 verstarb in Negrar bei Verona im Alter von 83 Jahren P. Aldo M. Lazzarin, Sohn der venezianischen Ordensprovinz. Padre Aldo war lange Jahre als Missionar in Chile tätig, genauer im chilenischen Patagonien, der dünnbesiedelten steppenartigen Hochebene. Im August 1989 wurde er von Papst Johannes Paul II. zum Titularbischof von Tigisi in Numidia und zum Apostolischen Vikar von Aysén in Chile ernannt. Dieses Amt übte er bis 1998 aus. Aus gesundheitlichen Gründen musste er damals seinen Rücktritt einreichen. 2002 kehrte er schweren Herzens nach Italien zurück. Die Menschen in Aysén nannten ihn liebevoll „Vater Bischof“. Mehr als alle anderen Beschreibungen kommt in dieser Anrede auch sein ganz persönlicher Lebensstil zum Ausdruck, seine einfache Art und Weise, seine unmittelbare und direkte Art der Begegnung, seine liebevolle und väterliche Ausstrahlung. Anfangs fiel es P. Aldo nicht leicht, die Bischofsweihe anzunehmen, doch dann hat ihn der Dienst der Leitung des Vikariats von Aysén mehr und mehr erfüllt. Seinen ersten Hirtenbrief stellte er unter das Thema: „Wo ist dein Bruder?“. Damit hat er von Anfang



an einen starken sozialetischen Akzent seines bischöflichen Wirkens gesetzt. Am Herzen lag P. Aldo, dass in den vielen weit verstreuten Gemeinden die Sakramente gefeiert werden können. Deshalb hat er das ständige Diakonat gefördert und zwei verheiratete Männer zu Diakonen geweiht. Eine besondere Freude war es für ihn, zwei einheimische junge Männer zu Priestern zu weihen. Seine Katechesen über die Eucharistie wurden in einem Büchlein zusammengefasst, das auch in Italien auf breites Interesse gestoßen ist. Während der Gedenkmesse, die sein Nachfolger Bischof Luigi Infanti, ebenso aus dem Servitenorden, gefeiert hat, brachte die Bevölkerung ihre Wertschätzung und Dankbarkeit gegenüber Bischof Lazzarin zum Ausdruck. Eine Frau sagte: „Danke, Padre Aldo, dass du die Liebe zu Christus und zum Evangelium so tief in unseren Herzen verankert hast.“ Die letzten Jahre verbrachte P. Aldo in stiller Zurückgezogenheit, immer stärker von seiner Krankheit gezeichnet. Er hat sie demütig als sein Kreuz angenommen und sie für seine Kirche in Aysén, für die er immer gebetet hat, aufgeopfert.

+ Schw. Maria Rosa Ketterle – R.I.P.

Gott, der Herr allen Lebens, rief unsere liebe Schw. Maria Rosa Ketterle von der Gemeinschaft der Servitinnen in München unerwartet am 15. Dezember 2010 in die ewige Heimat. Geboren wurde Schw.

Rosa am 04. März 1938 in Berchtesgaden. Sie ist dort aufgewachsen und hat ihre Jugend dort verbracht. Zeit- lebens liebte sie ihre Heimat von ganzem Herzen. In vielen Bildern in ihrer Zelle und an ihrem Arbeitsplatz, ebenso in ihren Gesprächen, kam dies zum Ausdruck. Im Kloster versorgte sie in erster Linie die Haus- und Schwestern- wäsche, brachte sie dann gebügelt an Ort und Stelle.

Sie war gerne bereit, auch zusätzlich anfallende Wäsche in Ordnung zu bringen. Bei anderen Arbeiten im Haus half sie mit. Unsere älteste Schw. Andrea betreute sie in den letzten Lebensjahren liebevoll und aufmerksam. Treu hielt sie ihre tägliche

Anbetungsstunde und war gerne bereit, auch anderen Mitschwestern auszuhelfen. Schw. Rosa war vielseitig interessiert, informierte sich am Zeitgeschehen und nahm die großen Anliegen mit ins Gebet.



Schon vor gut 25 Jahren war sie an Brustkrebs erkrankt. Nach zwei erfolgreichen Operationen ging es ihr lange Zeit gut. Erst im letzten halben Jahr ermüdete sie rasch, das Gehen und Arbeiten wurden bedeutend langsamer. Knapp vier Wochen war sie im Krankenhaus, wo ihr Blutbild abgeklärt werden sollte. Ihre frühere Krankheit war wieder aufgebrochen und wurde zu spät erkannt. Am

15. Dezember ist sie ruhig eingeschlafen. Sie durfte mitten im Advent dem Herrn entgegen gehen.

Die Schwesterngemeinschaft der Servitinnen in München

Zum Vormerken

„Servitentag“ auf Maria Waldrast (anstatt der „Servitanischen Sternwallfahrt“):
Samstag, den 18. Juni

Herbstwallfahrt nach Rom vom 19.-24. September: besuchen werden wir auch den Wallfahrtsort Manoppello, wo das wahre Antlitz Jesu verehrt wird, sowie Forlì (hl. Peregrin) und Florenz mit dem Monte Senario, die Ursprungsstätten des Servitenordens.

Rose beim Kreuze

von fr. Gerald M. Smit OSM

Rose beim Kreuze – in Nachtschwarz getaucht.
Rose beim Kreuze – vom Tode umhaucht.
Harret allein in dunkelster Nacht.
Wann wird vom Lichte sie wieder entfacht?

Wann bricht das Licht aus dem Dunkel hervor,
Taucht aus dem Tode das Leben empor?
Rose beim Kreuze – in Trauer versenkt.
Rose beim Kreuze – von Hoffnung durchtränkt.

Rose beim Kreuze – in Schweigen getaucht.
Rose beim Kreuze – von Liebe durchhaucht.
Harret der Sonne in dunkelster Nacht.
Ahnet das Licht schon im Dunkel entfacht.

Wann bricht es vor aus Grab und aus Tod,
Taucht sie in flammender Liebe Rot?
Rose beim Kreuze – in Trauer versenkt.
Rose beim Kreuze – von Hoffnung durchtränkt.



*Vor der Wallfahrtskirche von
Kleinholz*



Im Orgelmuseum in Valley



P. Bernhard M. und P. Provinzial



Das Ehepaar Mooney aus den USA



Ein Blick in den Kapitelsaal

Provinzkapitel in Kufstein